

DER AUSSENSTEHENDE UND DER BETROFFENE: DIE IRONIE DES VERSTEHENS

MIHÁLY SZEGEDY-MASZÁK

Indiana Universität, Bloomington, IN
USA

In die nachstehenden Abhandlung wird Imre Kertész' *Roman eines Schicksallosen* analysiert. In dieser Deutung, die den narratologischen Elementen besondere Aufmerksamkeit widmet, stellt der Roman im Gegensatz zur Tradition des Bildungsromans den Prozeß dar, wie der Protagonist György Köves ein „Eingeweihter“ wird, wie er aus der Situation eines Außenstehenden in die eines Betroffenen hinübertritt. Dabei wird die verborgene Ironie der Erzählung dadurch getragen, daß der Protagonist zugleich Beobachter und Beobachteter ist.

Schlüsselwörter: Erinnerung, Unsicherheit, Bildung, Perspektive, freier Wille, Ausgeliefertheit, Ironie, Humor

1. Die Unzulänglichkeit der Erinnerung

Imre Kertész' *Roman eines Schicksallosen* verbreitet schon am Anfang Unsicherheit. Der Ton bringt die Bedeutsamkeit der Ereignisse quasi schon im Vorhinein um ihren Rang, der Erzähler betont die eigene Ratlosigkeit, wenn er die Vergangenheit heraufbeschwört. Seine fragmentarische Diktion läßt die Ereignisse als nicht identifizierbar und die Gründe als unentscheidbar erscheinen. „Oder vielleicht doch nicht. [...] erinnere mich vielleicht nicht richtig“, stellt er fest, er ist sich nicht einmal mehr der Identität der handelnden Personen sicher. Sein Erinnerungsvermögen ist dermaßen lückenhaft, daß er sich fortwährend zu berichtigen sucht, sobald er etwas zu formulieren beginnt: „Aber daß er es gesagt hat, da bin ich sicher. Wenn nicht zu meiner Mutter, dann zu jemand anderem. Ich habe dann mit meiner Mutter ebenfalls ein paar Worte gewechselt, worüber, das weiß ich nicht mehr.“ Der Blickwinkel des Kindes verzerrt und entfremdet die Gefühlsausdrücke der Erwachsenen nahezu ins Komische: „In ihrer Kehle gurgelten seltsame Töne.“ Der Abgrund zwischen den Generationen scheint unüberbrückbar: Den Vater „drängt“ die Zeit, im Kind erweckt sie gleichwohl eher das Gefühl, sie würde stehenbleiben: „Dann habe ich mich noch sehr lange fürchterlich gelangweilt.“

Der Leser kann kaum entscheiden, ob solche Hinweise, wie beispielsweise, daß sein „Vater irgendwie eine Geste machte“, oder daß Onkel Lajos „in der Familie irgendwie eine wichtige Stellung“ einnehme, „obwohl ich nicht ganz genau angeben könnte, welche“, von einer beschränkten Fähigkeit zeugen, die eigene Situation zu durchschauen, oder aber Ausdruck einer bewußten Verdrängung, einer Schutzmaßnahme sind. Gewiß scheint allerdings, daß die Perspektive des Erzählers aufs deutlichste zur Geltung kommt.

Zwischen den gemächlich erzählten Geschehnissen des ersten und den Ereignissen des zweiten Kapitels verstreichen zwei Monate. Die Vergangenheit der Erinnerungen wird durch die Gegenwart abgelöst. Der Leser erfährt aus einem „amtlichen Schreiben“, daß der Erzähler György Köves heißt. Zunächst wird die Vergangenheit nur durch Verweise aus dem Hintergrund heraufbeschworen, später jedoch beherrscht sie dann den Text. Ihre Wiedereinschaltung bekräftigt zugleich auch die Unzulänglichkeit, die Mängel der Erinnerung: „doch womit wir dann die Zeit verbracht haben, könnte ich nicht mehr recht sagen“, „an die anderen Gesichter und Vorkommnisse erinnere ich mich nicht mehr so recht“.

Von dem Schnitt zwischen dem ersten und zweiten Kapitel weicht derjenige, der das dritte vom vierten trennt, deutlich ab. Der Leser wird mit einer ganz neuen Situation konfrontiert. Der Junge sitzt im Zug, und es stellt sich erst nachträglich heraus, wie sich die Änderungen zu dem früher Erzählten eingestellt haben. Der Erzähler faßt die fünf Tage in der Ziegelei zusammen: „Genauso wie im Zollhaus oder zuletzt in der Ziegelei mußten wir uns auch in der Eisenbahn die Zeit irgendwie vertreiben.“ Die Schilderung dessen, was im Lager geschieht – das Wort verwendet ein dolmetschender Sträfling –, ist sehr langsam und außerordentlich detailliert. Die ganze Zeit über gibt der Junge den Deutschen recht. Hier tritt der Bildungsroman in seine entscheidende Phase. Dies wird auch dadurch hervorgehoben, daß das nächste, das fünfte Kapitel, im Unterschied zu den ihm vorangegangenen Kapiteln, nicht mit einem Schnitt, sondern quasi mit einer Ergänzung zu dem beginnt, was am Ende des vierten Kapitels ausgeführt worden ist. Der nächste Wechsel erfolgt in den allerletzten Sätzen des bislang längsten, „einweihenden“ Kapitels. Der Junge bekommt einen Sträflingsanzug. Er hat kaum Zeit, sich zu wundern.

Ihm fällt ein Buch über das Leben von Gefangenen ein, dessen Autor selbst ein Gefangener war. Seinerzeit hat er das Buch nicht zu Ende gelesen, weil er weder über das Leben von Gefangenen gerne lesen noch der Behauptung Glauben schenken mochte, der Gefangene erinnere sich an den ersten Tag seiner Gefangenschaft am deutlichsten. Nun begreift er: Das Buch hatte recht. Wie früher, bei der Heraufbeschwörung von Mark Twains *Der Prinz und der Bettelknabe*, stellt sich auch jetzt heraus: Das Leben ahmt die Literatur nach.

Nach der langsam dahinfließenden, detailreichen Schilderung des ersten in Auschwitz verbrachten Tages berichtet der Roman von den folgenden zwei Tagen

schnell und äußerst skizzenhaft, über die dreitägige Bahnreise nach Buchenwald erfährt man kaum etwas. Es treten immer häufiger elliptische Sätze auf, nominale Hinweise oder verbale Prädikate. Zeitz stellt in der Bildung des Jungen eine Station dar, für die eigentümlicherweise eine zweifache temporale Perspektive charakteristisch ist: „Nur daß ich [...] in Zeitz allmählich das Gefühl hatte: der Zug steht still. Andererseits – und auch das stimmte – raste er so schnell, daß ich den vielen Veränderungen vor mir, um mich herum, aber auch in mir selbst kaum folgen konnte.“ Diese zweifache Zeitperspektive macht verständlich, daß die Geschehnisse in Zeitz nicht in einer linearen Zeitlichkeit erzählt werden. Die Kennzeichnungen von konkreten Zeitpunkten werden durch solche Zeitangaben abgelöst wie „anfangs“, „oft“, „ein anderes Mal“ und „damals“.

Die doppelte Zeitperspektive hängt damit zusammen, daß der „Bewohner“ von Zeitz vorwärts, auf ein Ziel blicken will, später jedoch lernen muß, daß die Rückschau zu einem Verhalten anregen kann, das mehr gilt: „Der Zug fuhr noch; wenn ich vorwärtsblickte, ahnte ich in der Ferne auch ein Ziel, und in der ersten Zeit – der goldenen, wie Bandi Citrom und ich sie später nannten – schien Zeitz bei entsprechender Lebensführung und mit ein wenig Glück ein durchaus erträglicher Ort zu sein.“ Die Zeichen der Retrospektive – wie etwa „goldene Zeiten, in der Tat“ äußerst beispielsweise der Junge über die in Zeitz verbrachte Zeit – erregen unausweichlich die Neugier des Lesers auf einen späteren Zustand oder auf eine spätere Situation, von der aus gesehen der Erzähler die früheren Zeiten als günstiger beurteilt.

Am Ende des siebten Kapitels schickt man den Kranken nach Buchenwald zurück. Zu dieser Zeit hat er sein Zeitgefühl bereits verloren: „Nach einiger Zeit, und ich weiß nicht, ob es eine Stunde, ein Tag oder ein Jahr war, hörte ich dann schließlich Stimmen, Leute, das Geräusch von Aufräumarbeiten.“ Das vorletzte Kapitel, in dem der Protagonist die Sympathie polnischer und tschechischer Pfleger gewinnt, zögert eine eventuelle Lösung zweifelsfrei wirksam hinaus – diese Weitläufigkeit hat durchaus ihre Gründe.

Die beiden alten Bekannten raten dem Jungen am Ende, das Geschehene zu vergessen. „Nur verstand ich nicht ganz, wie sie etwas verlangen konnten, was unmöglich ist, und ich habe dann auch bemerkt, was geschehen sei, sei geschehen, und ich könne ja meinem Erinnerungsvermögen nichts befehlen.“

2. Ausgeliefertheit

Erinnerungen von Ich-Erzählern gehen im allgemeinen mit einem persönlichen Ton einher.

Der *Roman eines Schicksallosen* weicht von diesem Schema insofern ab, als daß er die Erinnerung mit mittelbaren Informationen vermengt. Gleich zu Beginn

des Romans ist zu lesen: „Es ist nämlich Donnerstag, und an diesem Tag und sonntags hat strenggenommen meine Mutter Anrecht auf meinen Nachmittag.“ Die Erzählung kommt ohne Umschweife zur Sache. Der Junge wird nicht zu einem Ausgelieferten, ist aber von Anbeginn an schicksallos. Die Eltern sind sich darin keineswegs einig, was der Erzähler „den Besitz meiner Person“ und „das Anrecht auf mich“ nennt. Das ausgelieferte Kind „muß sich“ an bestimmten Tagen nach dem einen, an anderen wiederum nach dem anderen Elternteil „richten“. Der Protagonist nimmt wahr, was im Gange ist, jedoch kann er „nicht erklären, warum“. Soviel ist ihm klar, daß er etwas anderes zu sagen, als zu denken hat. „So sagen wir es wenigstens.“ Die Dinge werden vor ihm nicht beim Namen genannt. Er ist sich ziemlich sicher, daß die Erwachsenen „extra meinetwegen von ‚Ware‘ sprechen, damit ich die Schatulle“, in der sich der Schmuck der Familie befand, „nicht erkenne“. Der Junge zitiert die Erwachsenen oft unmittelbar, aber das Anführungszeichen verstärkt im allgemeinen den spöttischen Ton. Der Wahrheitsgehalt der ausgesprochenen Worte ist bereits in dem Augenblick, wo sie ausgesprochen werden, äußerst zweifelhaft.

Der Widerspruch zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem erscheint quasi als Zeichen der Ausgeliefertheit. Die Ausgeliefertheit hat zur Folge, daß der Junge nicht weiß, wie er sich zu verhalten hat: „mir ist nichts Gescheites eingefallen“, stellt er fest. Eine weitere Folge ist, daß sich in der Bewertung der Menschen, ihrer Unter- und Überordnung eine Umwälzung vollzieht. Herr Sütt wandelt sich vom Angestellten zum Direktor, obwohl er denjenigen weiterhin als „Direktor“ anspricht, dessen Funktion er übernommen hat. Die Unzulänglichkeit wird zur Tugend. Onkel Vili, der Mann einer der Kusinen der Stiefmutter, bekommt folgende Bewertung: „Mit seinem Gang ist etwas nicht ganz in Ordnung, und deshalb trägt er an einem Fuß einen Schuh mit dicker Sohle, andererseits verdankt er diesem Umstand auch das Privileg, daß er nicht zum Arbeitsdienst muß.“ Obschon sich die Welt des Vaters von der des Sohnes grundsätzlich unterscheidet, haben sie auch einen verwandten Grundzug: Beide sind von einem Durcheinander der Werte umgeben. Der Vater verallgemeinert seine im Geschäftsleben gemachten Erfahrungen, wenn er zu der Konklusion gelangt, „daß es nicht nur im Geschäftsleben, sondern auch ‚in den übrigen Bereichen des Lebens‘ für nichts mehr eine Garantie gebe“, der Junge abstrahiert mit der Formulierung „Ich weiß nicht, warum“ von seinen eigenen Gefühlen.

Bereits das zweite Kapitel läßt darauf schließen, daß sich das Buch der Tradition der Bildungsromane anschließt. Die beiden Nebenfiguren, die durchweg die Schwestern heißen, und der Junge haben über das Worinbestehen des Judentums einen Meinungs austausch. Der Junge beruft sich auf die Geschichte des Prinzen und des Bettelknaben. Ist es die Folge des Zufalls oder eines essentiellen Unterschieds, Jude zu sein? – lautet seine Frage. Die darüber entfachte Diskussion zerstreut seine Ratlosigkeit nicht: „Es ist zwar schon möglich, daß in einer anderen

Situation vielleicht auch meine Meinung anders wäre. Ich weiß es nicht. Ich sah auch ein, daß es mir nicht möglich ist, daß auszuprobieren.“ Hier wird der alte Gegensatz von freiem Willen und Ausgeliefertheit von neuem formuliert.

Die Welt des Romans wird durch das „erzwungene Sichabfinden mit dem unabänderlichen Lauf der Dinge“ bestimmt. Aufgrund des dritten Kapitels darf sogar behauptet werden, daß es sich hier um eine Umkehrung des Bildungsromans handelt, der die Erzählprosa des 19. Jahrhunderts so nachhaltig geprägt hat: Der Junge hat das Gefühl „plötzlich in irgendein sinnloses Stück hineingeraten zu sein, in dem ich meine Rolle nicht recht kannte“. Die Gefangenschaft erscheint dabei wie ein Zustand der Seele. Der Ausgelieferte findet sich mit seiner Lage ab, weil er das Gefühl hat, nichts dagegen unternehmen zu können: „fürs erste genügte es, ein guter Häftling zu werden, das weitere mochte dann die Zukunft bringen – das war im großen und ganzen meine Auffassung, darauf gründete ich meine Lebensführung“.

3. Ironie

Der *Roman eines Schicksallosen* nimmt in der Literatur über die Judenverfolgung zur Zeit des Zweiten Weltkriegs durch seine herbe Ironie eine Sonderstellung ein. Das Gebrandmarktsein, das Verurteiltsein erweckt in diesem Roman in ungewohnter Weise zuweilen einen nahezu komischen Anschein. In einem Geschäft sind „hübschere“ Judensterne zu bekommen. Die Ladenbesitzer selbst tragen gelbe Sterne aus eigener Herstellung. „Und das war, als würden sie es nur tragen, um die Käufer zu animieren.“ Die Aussichtslosigkeit des Schicksals des Vaters wird dadurch gewissermaßen extra betont, daß das Verständnis seines Sohnes beschränkt oder zumindest sehr eigentümlich ist: „Ich hätte mir gewünscht, mein Vater wäre nicht mehr da.“ Auch die überaus gnadenlose Beschreibung des Äußeren der Figuren trägt dazu bei, daß der Schicksalsschlag erbärmlich scheint. Der Erzähler läßt die Augen der Großmutter „hinter den dicken, von Tränen beschlagenen Vergrößerungsgläsern“ „wie zwei seltsame, Schweiß absondernde Insekten“ vorkommen.

Den Ton des Erhabenen, des Feierlichen kennt dieser Roman nicht. Das beweist auch die Szene, in der ein erwachsenes Mitglied der Familie mit dem Jungen für dessen Vater betet. Der Junge kann kein Hebräisch. „Daher mußte ich, um trotzdem folgen zu können, unablässig auf die Mundbewegungen von Onkel Lajos achtgeben, so daß mir von dem Ganzen eigentlich nur der Anblick der feucht zuckenden, fleischigen Lippen geblieben ist und das unverständliche Geräusch der fremden, von uns selbst gemurmelt Sprache.“ Das Schicksal des Vaters wird aus einer Froschperspektive gezeigt: „Der viele Lärm ermüdete mich. Und auch der Zigarettenrauch biß mir schon in die Augen. Ich mußte viel gähnen.“

Was ein bedeutsames Ereignis, ja sogar ein Höhepunkt sein könnte, erscheint eher als ein Mangelgefühl. Das Ende des Eröffnungskapitels interpretiert die Trennung von Vater und Sohn folgendermaßen: „Und da habe auch ich von meinem Vater Abschied genommen. Oder eher er von mir. Ich weiß gar nicht recht. Ich erinnere mich auch nicht genau an die Umstände.“ Onkel Lajos mahnt den Jungen im Namen der Religion, daß er „die gesamte Gemeinschaft der Juden“ vertrete. Der Erzähler distanziert sich von den zitierten Worten auch hier deutlich: „In der Tat, daran hätte ich gar nicht gedacht. Aber ich habe eingesehen, daß er natürlich recht haben kann.“ Der „Rang“ höherer Wesen wird weiter herabgesetzt: Das sinnlose, unverständliche Warten macht den Menschen einem Tier ähnlich. Einer der Erwachsenen gleicht „einem traurigen, in die Falle geratenen Nagetier“, an einen der zum Warten verdammten anderen Männer erinnert sich der Erzähler so: „Und so tastete, lief und kratzte seine Hand eine Zeitlang bloß von außen auf seiner Brust herum wie eine spärlich behaarte große Spinne, oder besser, ein kleineres Meeresungeheuer, das einen Spalt sucht, um ihm unter die Jacke zu schlüpfen.“

Ist es nun auch eine rhetorische Figur der spöttischen Redeweise, daß der Name der Ortschaft, wo die Ziegelei liegt (*Budakalász*), und der Name von Oberleutnant *Szakál* (zu Deutsch: Bart) ähnlich klingen? Diese Möglichkeit ist wohl nicht auszuschließen. Vor allem deshalb nicht, weil in der Nachbarschaft dieser beiden Wörter von dem Bart jenes Häftlings die Rede ist, der den Schicksalsschlag, der nun die Juden trifft, als eine Strafe des Herrn deutet. Das Wort legt nahe, wie sehr sich Peiniger und Gepeinigter gegenseitig voraussetzen.

Die Zugfahrt nach Deutschland bringt auch ein neues Element in die Geschichte: Das Wissen um ein Ziel, die Verheißung, ins Land einer höher entwickelten Nation zu kommen. Die Nachricht, daß die Fahrt in die Ortschaft Waldsee gehe, erweckt auch in dem Jungen angenehme Gefühle. Die Aussage des Gendarmen an der ungarischen Grenze klingt hingegen schon zumindest zweideutig: „Da, wo ihr hingehet“, meinte er, „werdet ihr keine Wertsachen mehr brauchen.“ Ein wesentlicher Charakterzug des Romans ist, daß der Erzähler auch dann keineswegs idealisiert wird und der Leser quasi hinter ihn blicken kann, wenn der Roman alles von seinem Blickwinkel aus zeigt. Als jemand im Waggon vor Durst stirbt, bewertet dies der Junge so: „Aber wir wußten ja: sie war krank und alt gewesen, und so fanden alle, auch ich selbst, den Fall doch verständlich, letzten Endes.“

Die Ankunft bringt schließlich nicht das erhoffte Ziel, sondern dessen Fehlen mit sich. „Alle meinten etwas zu sehen. Nach einiger Zeit habe auch ich einen Platz gefunden: doch ich sah nichts.“ Der Name der Ortschaft – „Auschwitz-Birkenau“ – bedeutet dem Leser natürlich sehr viel mehr als dem Jungen im Augenblick seiner Ankunft. Die Worte des Protagonisten – „und da habe ich mir sagen müssen, kein Zweifel, wir sind tatsächlich am Ziel“ – muten unglaublich spöttisch an, ganz im Gegensatz zu den Absichten des sich so Ausdrückenden.

Die aus einem nachträglichen Wissensstand erwachsende Ironie wird dadurch zusätzlich gesteigert, daß die Ankunft mit einem schönen Sonnenaufgang zusammenfällt: „und dort habe ich dann schließlich einen großen Satz gemacht, an die Sonne und die frische Luft hinaus“ – so der Junge. Zwischen der damaligen Interpretation des Protagonisten und der heutigen des Lesers besteht größte Spannung. Als der Erzähler erfährt, daß jeden ein Bad erwarde, kann er dem nur beipflichten: „das war in der Tat an der Zeit, wie ich fand“. Gesteigert wird die Ironie auch dadurch, daß der Junge die Insassen des Lagers von Auschwitz als von sich ganz verschieden sieht: „Auch ihre Gesichter waren nicht gerade vertrauensweckend: abstehende Ohren, hervorspringende Nasen, tiefliegende winzige Augen, die schlau funkelten. Tatsächlich, sie sahen aus wie Juden, in jeder Hinsicht. Ich fand sie verdächtig und insgesamt fremdartig.“ Der Protagonist versteht nicht nur kein Hebräisch, er kann auch kein Jiddisch. Das ist eine weitere Trennlinie, die ihn einem beträchtlichen Teil des Judentums entgegenstellt.

Das erste Erlebnis des Jungen in bezug auf die Deutschen entspricht seinem positiven Vorurteil gegenüber dieser Nation, und er steht mit dieser Auffassung keineswegs allein da: „ich war durch ihren Anblick sogar ein bißchen erleichtert, denn sie wirkten schmuck, gepflegt und als einzige in diesem ganzen Durcheinander ruhig und fest. Ich hörte dann auch gleich viele der Erwachsenen unter uns mahnen, und darin war ich mit ihnen einverstanden: daß wir uns bemühen sollten, den deutschen Soldaten zur Hand zu gehen, also Fragen und Abschiedsworte kurz zu halten, uns ihnen als vernünftige Menschen und nicht als so ein dahergelaufener Haufen vorzustellen.“ Die Betrachtungsweise des Jungen ist grundlegend dadurch bestimmt, daß in ihm der Anblick der „berühmten Truppe der SSler“ Anerkennung hervorruft, während er die Lagerinsassen für Sträflinge hält. Den Arzt, der an der Rampe die Selektion durchführt, betrachtet er ebenfalls seinen positiven Vorurteilen entsprechend. Der Schilderung des Arztes verleiht zusätzlichen Nachdruck, daß sie in einem krassen Gegensatz zu jener der Gestalten im Eröffnungskapitel steht: „er [war] von angenehmer Erscheinung und [hatte] ein sympathisches langes glattrasiertes Gesicht, eher schmale Lippen und blaue oder graue, auf jeden Fall helle, gütig blickende Augen“.

Ein weiterer Beweis dafür, wie wenig der Protagonist idealisiert wird, ist, daß er Stolz und Zufriedenheit empfindet, als man ihn den Tauglichen zuordnet, und gleich nachdem dies geschehen ist, betrachtet er die anderen schon mit den Augen des Arztes, mehr noch, er identifiziert sich mit den Wertvorstellungen des Selektierenden. Erst das fünfte Kapitel bringt eine Umwertung der Ansichten des Jungen mit sich: Aus den Hochsitzen werden Wachtürme, aus dem Gast ein Sträfling, aus der Lederfabrik ein Einäscherungssofen. „Genauer“ erfährt er von anderen: „Da, gegenüber, verbrannten in diesem Augenblick unsere Reisegefährten aus der Eisenbahn, alle, die im Auto hatten mitfahren wollen, und all die, die sich vor dem Arzt aus Alters- oder anderen Gründen als untauglich erwiesen hatten, genauso

die Kleinen und mit ihnen die Mütter und die, die es in der Zukunft geworden wären, denen man es bereits hatte ansehen können, so hieß es.“

Diese Erkenntnis führt indessen nur zu einer allmählichen und leichten Modifikation des Tones. Hin und wieder wird die nahezu gleichzeitige Bewertung der Geschehnisse nachträglich, im Sinne einer bereits gewandelten Einschätzung, zu meist in der Form eines Einschubes mit einer anderen ergänzt, was auf eine Verunsicherung schließen läßt. „Des weiteren war es auch das erste Mal, daß ich in einer der hinteren Reihen des Zehnerblocks stand, in dem wir vor unserer Baracke aufgestellt wurden, damals noch ohne zu wissen, worauf wir da warteten.“ Im allerersten Kapitel glichen noch die anderen Tieren, in der Buchenwalder Szene hingegen bezieht sich diese Art der Entfremdung auch auf die, denen der Protagonist selbst angehört: Die Häftlinge bilden eine der „in meiner Kindheit mit Hilfe von Papierschnitzeln und Stäbchen in eine Streichholzschachtel gelenkten Raupe ähnliche, in allen ihren Gliedern sich unablässig bewegende und wellende Marschsäule“. Die Bewertung der in Buchenwald gemachten Erfahrungen bringt auch in einem anderen Bezug eine Neuigkeit. Ob es nun ein Versprecher oder eine bewußte Ansprache aus der direkten Szene heraus ist, der Erzähler stellt auf jeden Fall mit einer unerwarteten Wendung eine Gemeinschaft zwischen den Opfern und dem imaginären Leser her: „der Kleiderverwalter [nimmt sich] die Mühe, und sei es auch nur mit einem flüchtigen Blick, von dir Maß zu nehmen“.

Buchenwald bietet ein weiteres Mal Gelegenheit, die Doppeldeutigkeit der über das Deutschtum gewonnenen Ansichten sinnfällig zu machen. Es liegt nahe bei Weimar, das dem Protagonisten Goethe in Erinnerung ruft. Vielleicht kommt sogar dem Umstand eine gewisse Bedeutung zu, daß der Junge mit diesem großen deutschen Dichter gleich den *Erlkönig* assoziiert. Die Kontinuität der Änderungen im Ton stellt auch die Szene in Zeitz, dem Schauplatz nach Buchenwald unter Beweis, denn der Erzähler empfindet weiterhin eine Distanz zwischen sich und seinen Schicksalsgenossen: „um mich herum lauter Unbekannte. Zu meiner Linken hatte ich einen großen, mageren, etwas seltsamen Nachbarn, der fortwährend irgend etwas murmelte und dabei den Oberkörper wiegte.“

Unrecht tut immer der andere, der Fremde. Der Schicksalsgefährte des Helden, Bandi Citrom, vertritt ebenfalls diese Meinung. Nachdem der Junge von jemandem eine Ohrfeige erhalten hat, bemerkt jener zum Vorfall lapidar: „Ein Zigeuner“, und, nach kurzem Nachdenken, hat er noch festgestellt: „Ein warmer Bruder, soviel ist sicher“. Das Schwinden des Wissens um ein Ziel und die Verminderung der Essensrationen, wie auch das Nachlassen des inneren Dranges, ein guter Häftling zu sein, signalisieren gemeinsam eine Verschlechterung sowohl der äußeren Situation wie auch des Gemütszustands. Die Neuigkeit, die im Arbeitslager Zeitz vielleicht am meisten auffällt, ist zweifelsfrei, daß ein Teil der Häftlinge – für Sonderprivilegien und sonstige Vorteile – mit der Lagerleitung irgendein Sonderabkommen schließt: „[...] und dann tauchten, zu meinem größten Erstaunen, auch

in unseren Reihen hier und da schwarze Armbinden auf, mit der bescheidenen Aufschrift ‚*Vorarbeiter*‘. Ich war zufällig dabei, als ein Mann aus unserem Block, ein kräftiger und stämmiger zwar, der mir aber sonst kaum aufgefallen und, wie ich mich erinnerte, im allgemeinen auch nicht besonders beliebt oder bekannt war, zum erstenmal mit der nagelneuen Binde am Ärmel beim Abendessen erschien. Nun aber, das sah ich, war es nicht mehr der unbekannte Mann von vorher: Freunde und Bekannte fanden kaum genug Platz um ihn herum, von allen Seiten freudige Glückwünsche zu seiner Beförderung, ihm entgegengestreckte Hände, von denen er einige ergriff, andere wieder nicht, deren Besitzer sich dann, wie ich sah, eilig davonschlichen. Und danach folgte – für mein Gefühl zumindest – der feierlichste Augenblick, als er nämlich unter allgemeiner Aufmerksamkeit und in einer respektvollen, um nicht zu sagen ehrfürchtigen Stille, mit großer Würde, kein bißchen eilig, kein bißchen überstürzt, im Kreuzfeuer der bewundernden oder neidischen Blicke, ein zweites Mal vortrat, um eine zweite Portion in Empfang zu nehmen, wie es seinem Rang jetzt gebührte, eine Portion vom Kesselboden.“

Diese Schilderung der Korruption durch die Macht bereitet die Erkenntnis des Protagonisten vor, „daß anscheinend auch Freundschaft nur etwas Begrenztes ist“. Die Lehre von Zeitz führt zu einer weitgehenden Konklusion: Die früher für gültig gehaltenen Werte werden fragwürdig, „unter gewissen Umständen ist auch der beste Wille nicht genug“. So sehr sich die Einschätzung der Situation durch den Jungen auch ändert, ein gewisser innerer Widerspruch läßt sich nach wie vor erkennen. „Ich kann sagen, es gibt nichts Peinlicheres, nichts Entmutigenderes, als Tag für Tag zu verfolgen, Tag für Tag in Rechnung zu stellen, daß an uns schon wieder soundso viel abgestorben ist“, stellt er zwar fest, doch identifiziert er sich mit seinen Gefährten nur partiell. „Scheißjude!“, sagt er zu einem von ihnen. Selbst im Krankenhaus noch, nach der Operation am Knie, hat er das Gefühl, sich vor dem ihn bewachenden Soldaten dafür rechtfertigen zu müssen, daß ihn das Elend so ausgeliefert gemacht hat: „Vor allem kränkte mich, daß er sich irgendein Urteil zu bilden schien, anscheinend zu einer weitverbreiteten Schlußfolgerung gekommen war, und ich hätte mich gern gerechtfertigt: ich bin schließlich nicht allein daran schuld, ursprünglich ist das eigentlich nicht meine Natur.“

Eine weitere Station der allmählichen Wandlung des Erzähltons läßt sich in dem vorletzten, achten Kapitel beobachten, in dem – wie sich später herausstellt, nur vorübergehend – auch ein leichter Humor mit anklingt. Der französische Arzt gibt jenen, die seine Muttersprache beherrschen, statt nur einem gleich zwei Würfelzucker, und daraus schließt György Köves, „daß Bildung nützlich ist“. Nach der Darstellung der Ankunft im Buchenwalder Krankenrevier wechselt der Erzähler zur zweiten Person Singular. Er spricht den Leser an und identifiziert ihn so gewissermaßen mit dem Opfer. Der Abschluß, der die Heimkehr erzählt, schlägt dann in bitterste Ironie um. Dies erweckt das Gefühl, daß den aus dem Lager Heimkehrenden eine unüberbrückbare Diskrepanz von den anderen Menschen

trennt: „über bestimmte Dinge kann man mit Fremden, Ahnungslosen, in gewissem Sinn Kindern, nicht diskutieren, um es so zu sagen“. Der „progressive“ Journalist, der auf der Grundlage der Erfahrungen von György Köves einen Artikel schreiben will, vermag nur Gemeinplätze daherzureden. Der Junge empfindet ihn „als sympathisch und guten Willens“, doch, als sie sich trennen, wirft er den Zettel, auf den der sich für ihn interessierende, teilnahmevolle Mann seinen Namen und seine Anschrift notiert hat, sogleich fort. Die Originalität des Romans ist von seinem Abschluß nicht zu trennen. Der Protagonist empfindet Heimweh nach den Lagern: „Ja, in einem gewissen Sinn war das Leben dort reiner und schlichter gewesen.“ In bezug auf jene, die nicht verschleppt worden sind, kommt er zu folgender Konklusion: „Ja, davon, vom Glück der Konzentrationslager, müßte ich ihnen erzählen, das nächste Mal, wenn sie mich fragen. Wenn sie überhaupt fragen. Und wenn ich es nicht selbst vergesse.“

Der Roman von Imre Kertész mahnt uns durch die Hervorhebung der Spannung zwischen der damaligen und der nachträglichen Beurteilung der Ereignisse an die Grenzen der Interpretation. Das Werkverständnis jener Leser, welche die im Roman dargestellte Schicksallosigkeit nicht selbst erlebt haben, kann sich unzulänglich erweisen. Die Einweihung des Protagonisten, seine „Bildung“ ist der Eintritt aus der Situation des Außenstehenden in die Situation des Betroffenen, wodurch die im Verstehen verborgene Ironie zum Ausdruck kommt: Der Protagonist ist zugleich Beobachter und Beobachteter.

Übertragen von Karl Vajda